

### III. Neunhofer Dialog –

#### Individualbewusstsein?

#### Persönliches Profil und soziales Umfeld. Oberdeutsche im Zeitalter der Welser und Fugger

Zum „III. Neunhofer Dialog“ vom 21. bis 23. Juli 2011 im Welserschloss Neunhof bei Lauf a. d. Pegnitz hatten Angelika Westermann von der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel und Stefanie Freifrau von Welser geladen. Anlässlich des 450. Todestages Bartholomäus Welsers begeht die Stadt Augsburg 2011 ein Welser-Gedenkjahr mit vielfältigem Programm zu zahlreichen sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Aspekten rund um eine der berühmtesten deutschen Kaufmannsfamilien. Eingebettet in diesen würdigen Kontext lautete der Titel der mit Unterstützung der Stadt Lauf, der Regio Augsburg Tourismus GmbH sowie der Freiherrlich von Welserschen Familienstiftung veranstalteten Tagung „Individualbewusstsein? Persönliches Profil und soziales Umfeld. Oberdeutsche im Zeitalter der Welser und Fugger“. Nach den Veranstaltungen der Jahre 2007 und 2009, in denen „Wege der Welser in Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur“ und „Beschaffungs- und Absatzmärkte oberdeutscher Firmen im Zeitalter der Welser und Fugger“ zur Diskussion gestanden hatten, ging der Referenzrahmen dieses Mal nun also über den Horizont von Handelsgesellschaften und Patriziat hinaus. Von der Öffnung der Horizonte handelte auch der Einführungstext Angelika Westermanns, wenn er technische Neuerungen des 15. und 16. Jahrhunderts – etwa den Buchdruck – und die Bildungsvorteile der kaufmännischen Oberschicht in Städten internationalen Handels thematisierte. Das Bestreben des Einzelnen, Mitteilungsbedürfnis, Selbstdarstellung und Selbstbewusstsein verschafften sich im Laufe dieser dynamischen Zeiten in hohem Maße Raum. Exakt diese Entwicklungen sollten in den kommenden drei Tagen aus verschiedensten Blickwinkeln beleuchtet werden, wobei freilich die Patrizier der deutschen Reichsstädte gemäß der Tradition des „Neunhofer Dialogs“ auch weiterhin die prominenteste Rolle einnehmen sollten. Zum Bedauern aller Anwesenden konnten die wissenschaftlichen Initiatoren der Tagungsreihe Angelika und Ekkehard

Westermann nicht persönlich vor Ort sein. Die Einleitung verlas in Vertretung Stefanie von Welser.

Ins Zentrum des ersten Vortrags stellte Ewald Glückert, Leiter des Laufer Stadtarchivs, die Persönlichkeit *Paul Karls I. Welser* von Neunhof (1722–1788) aus der Nürnberger Linie der Patrizierfamilie. Wie der Referent betonte, handelte es sich bei dem Protagonisten um den einzigen unter den im Rahmen der Tagung in den Blick genommenen, der nicht dem Spätmittelalter oder der frühen Neuzeit angehörte. Vielmehr ist seine Lebenszeit der Epoche der Aufklärung zuzuschlagen, aus deren Ideen- und Gedankengut sich äußerst sinnfällig auch Paul Karls Mentalität, Interessen und Geisteshaltung speisten. Während seines Studiums an der Academia Norica, der Universität Altdorf, entwickelte er eine ausgeprägte Neigung zu räumlichem und kreativem Gestalten. Zeitlebens verschaffte diese sich Ausdruck in der eigenhändigen Anfertigung von Rissen und Plänen, garten- und forstwirtschaftlichen Aktivitäten, detaillierten Umgestaltungen diverser Gebäude sowie architektonischen Projekten wie der Anlage einer Wasserleitung. Zugleich nahm der Welser exponierte Stellungen in verschiedenen öffentlichen Funktionen ein. So bekleidete er das Amt des Ephorus der Altdorfer Universität, die ihm auch wertvolle Zustiftungen verdankte, und brachte es als Mitglied des Nürnberger Rats bis zum Amt des Kirchenpflegers und zur Aufnahme in den geschäftsführenden Kreis der Älteren Herren. Hier tat er sich durch großes Engagement und Durchsetzungsvermögen hervor und wurde zum Wegbereiter bedeutender Liberalisierungen in der Reichsstadt wie etwa der Aufhebung der Zensur bei theologischem

Schriftgut, der Abschaffung des Exorzismus bei Taufhandlungen und der öffentlichen Kirchengleichheit sowie einer allgemeinen Toleranz zwischen den Konfessionen im Sinne einer neologischen Theologie. Als Angehöriger der Fränkischen Reichsritterschaft war ihm ein ausgeprägtes Standesbewusstsein zu Eigen, dessen Respektierung er viel-



Die Tagungsgesellschaft.

fach mit Klagen gegen andere Ratsmitglieder, mitunter gar noch vor dem Reichshofrat zu Wien einforderte. In der Hinterlassenschaft Paul Karls finden sich zwei diarische Schriften, von denen eine über seine Tätigkeiten in Neunhof von 1758 bis 1787 unterrichtet, die andere als Reisetagebuch zu seiner Grand Tour zwischen 1743 und 1745 angelegt ist. Zumal letztere, insistierte Glückert, lasse das individuelle Persönlichkeitsprofil des Verfassers deutlich erkennen. Paul Karl sei ein „Mann an einer Wende“: konservativer, auf Standesrechten beharrender Reichsritter, aber auch energischer und einflussreicher Verfechter der Aufklärung; eine Schnittmenge, die ein stark ausgebildetes Individualbewusstsein quasi voraussetze.

Benno Jakobus Walde, Trier, unterzog sich in seinem Referat über den *Künstler Albrecht Altdorfer (um 1480–1538) als Rat und Stadtbaumeister in Regensburg* dem diffizilen Unterfangen einer Annäherung an die Charakterkonstitution einer historischen Person, von der sich keinerlei autographe Dokumente erhalten haben. Altdorfer, bekannt als Maler und Kupferstecher, Vertreter der sogenannten Donauschule und der Nürnberger Kleinmeister, gelang der Aufstieg aus der Handwerkerschicht zunächst in den Äußeren und nach zehn Jahren 1526 schließlich in den Inneren Rat und ins Amt des Stadtbaumeisters von Regensburg, was ihn nach den Richtlinien der Reichspolizeiordnung Karls V. den Kaufleuten gleichstellte. Darüber hinaus brachte es der Künstler zu hohem Ansehen bei Fürsten und am kaiserlichen Hofe. Diese ungewöhnlich steile Laufbahn brachte Altdorfer insbesondere bei populistischen Autoren neuerer Zeit in den Verdacht, sich zwielichter Machenschaften und unlauterer Mittel bedient zu haben. Explizit nannte Walde Peter Heigls Veröffentlichung „Regensburg privat. Von Albertus Magnus bis Oskar Schindler. Ein Gang durch die Stadt“ und Manfred Riesels „Müssen wir alles glauben, was man uns erzählt?“ Beide Verfasser widmen dem Maler und Ratsherrn in ihren in den 1990er Jahren erschienenen Werken jeweils ein Kapitel, in dem sie diesen, so Walde, in tendenziöser Weise als Betrüger oder „Wendehals“ abzuurteilen versuchten. Zum Vorwurf macht man ihm vor allem den Kauf eines Hauses, das er sich angeblich allein von seinem Künstlereinkommen nicht hätte leisten können, sowie seine Position während der Regensburger Aufstände gegen die kaiserliche Autorität 1513/14 und später, 1519, gegen die jüdische Gemeinde. Dem entgegnete der Referent, dass Altdorfer nachweislich bis in die 1520er Jahre über hohe Einkünfte verfügte, die er dann zugunsten immer stärkeren Engagements im Dienst für die Stadt zu vernachlässigen begann. Während der Unruhen trat er gegen die nicht funktionierende Ordnung des Kaisers, also seines früheren Auftraggebers ein – nach Walde ein Indiz gegen die Opportunismusanschuldigung. Fehltritte über die Person des Künstlers fußten, so der Referent, hauptsächlich auf der Konzentration der bisherigen Interpreten auf seine Werke. Diese dürften allerdings nicht als Ego-Dokumente gesehen werden, sondern spielten als Auftragsarbeiten mehr die Persönlichkeiten der

Auftraggeber wider als die des Ausführenden. Daher sehe er ein hohes Potential in der näheren Auseinandersetzung mit der bisher vernachlässigten Schriftüberlieferung aus dem Umfeld Altdorfers.

Am Beispiel von Dr. Sixtus Tucher (1459–1507) fragte Antonia Landois, Würzburg, nach Chiffren von Individualbewusstsein in der Auseinandersetzung des spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Menschen mit dem eigenen Tod. Zunächst rücken in diesem Zusammenhang freilich Ideen von Jenseitsfürsorge, Seelgerät und Memoria in den Blick, die in den Bereich des kollektiven Bewusstseins, von Vanitas und Eschatologie gehören. Auf literarischer und künstlerischer Ebene sind *Ars moriendi* und Totentanzdarstellungen von Bedeutung. Bei Sixtus Tucher, so die Referentin, lasse sich die Individualität gut fassen. Über den in Heidelberg und Italien studierten und zum Dr. iur. utr. promovierten, auch theologisch gelehrten Ingolstädter Professor, rechtlichen Beistand des Nürnberger Rates und dortigen Dompropst haben sich in der Autobiographie seines Neffen Christoph Scheurl zahlreiche persönliche Nachrichten erhalten. Lassen diese und weitere Quellen ein recht gut umrissenes Bild Tuchers entstehen, so sei es aber vor allem seine individuelle Beschäftigung mit dem Tod, die ihn als ganz und gar eigenständige Person vor das innere Auge treten lasse. Gegenständlich ist diese in zwei mit Illustrationen versehenen Dreipassscheiben aus seinem Besitz dokumentiert, die Landois denn auch ins Zentrum ihres Vortrags rückte. Wo genau in Tuchers Haus die Scheiben zu seinen Lebzeiten angebracht waren, ist nicht überliefert. Ihre inhaltliche Komposition verweise aber auf das nach italienischem Vorbild gestaltete Studiolo. Die glasmalerischen Darstellungen zeigen zum einen den Tod als berittenen Bogenschützen, zum anderen Tucher selbst vor dem offenen Grab. Details der bildlichen Ausgestaltung machen die progressive Form der Todesrezeption erkennbar. So sitzt der Tod auf einem alten, gebrechlich wirkenden Pferd mit warnender Glocke um den Hals und hält den Bogen über Augenhöhe, was ein zielgenaues Treffen unmöglich macht. Die Person Tuchers vor dem Grab tritt dem Tod als Gelehrter und Sinnender gegenüber, seine Gestik verweist auf eine intellektuelle Auseinandersetzung mit dem Sterbenmüssen, eine „*meditatio mortis*“. Ersichtlich ist hierin der Einfluss des Hieronymus, den Tucher ausführlich studierte. Zugleich sei seine Körperhaltung aber auch die des Auferstandenen. Für die Überwindung von Todesfurcht und -flucht, wie sie die mittelalterliche Kultur beherrschen, durch die Perspektive des Gelehrten steht auch die sprachliche Gestaltung des Dialogs zwischen Tod und Mensch in der Umschrift der Abbildungen: ersterer spricht in mittelalterlicher Sprache, letzterer bedient sich eines durchkomponierten Versmaßes. Die Referentin bewertete die originären, mehrschichtigen Darstellungen als „Ausdruck individuellen Bewusstseins zwischen Gelehrtheit und Glaube“.

Die öffentliche Veranstaltung am Donnerstagabend bestand aus zwei Teilen. Zunächst konnten interessierte Gäste

und Tagungsteilnehmer einem Dialog zwischen Jakob Fugger und Bartholomäus Welser in Form eines Schauspiels mit den Augsburger Darstellern Heinz Schulan und Florian Fisch beiwohnen. Das in der Goldenen Schreibstube Fuggers im Jahre 1525 angesiedelte Gespräch hatte die Schlacht von Pavia zum Ausgangspunkt und thematisierte im weiteren Verlauf sowohl gemeinsame Interessen der beiden Handelshäuser als auch deren Konkurrenzverhältnis. Unter anderem war die Rede von der Königswahl Karls V. und deren Finanzierung durch Fugger und Welser, der



Monopolismusanklage Marthin Luthers gegen die Fugger, den Ostindienfahrten, den Einkünften der spanischen Ritterorden (Maestrazgos), den Welser'schen Investitionen in Venezuela und manchem anderem mehr. Dem Zuschauer vermittelte die Szene auf gelungene Weise eine Vorstellung von den vielfältigen und bedeutenden Rollen der Patrizier auf den großen Schauplätzen der Weltgeschichte.

Den zweiten Teil der Veranstaltung bestritt Harm von Seggern, Kiel, mit einem Vortrag über *Wahrnehmung und Bedeutung – das Tagebuch des Kaufmanns Lukas Rem (1481–1541)*. Dem öffentlichen Rahmen Rechnung tragend, formulierte der Referent zum Einstieg in das Thema ein Plädoyer für die Geisteswissenschaften. Entgegen der landläufigen Meinung seien diese für die Gesellschaft von hohem Nutzen, da die „Kunst des kritischen Lesens“ z. B. für die Wirtschaft in Zusammenhang mit Geschäftsberichten unabdingbar sei. Als Geschäftsbericht lesen könnte man auch das sogenannte Tagebuch Lukas Rems, bei dem es sich, wie von Seggern klarstellte, nicht tatsächlich um ein Diarium handelt, sondern vielmehr um die Kompilation verschiedenartiger Lebensaufzeichnungen, nicht sukzessive, sondern wohl erst in den 1530er Jahren monographisch entstanden, dabei aber höchstwahrscheinlich auf über eine längere Zeitspanne angelegte ältere Niederschriften basierend. Rem, Sohn des gleichnamigen Vaters und der Magdalena Welser, gehörte einer Nürnberger Patrizierfamilie an, die 1368 zu den Zünften übergetreten war. Nach seiner Ausbildung in Venedig war er als Faktor für die Welser-Vöhlin-Gesellschaft tätig, bis er sich mit Bartholomäus Welser überwarf und 1518 mit seinen Brüdern eine eigene Handelsgesellschaft gründete, die Faktoreien in Köln und Antwerpen unterhielt. In seinem Werk gibt er Auskunft so-

wohl über seine Tätigkeit als Buchhalter, seine Reisen und die Entwicklung seiner wirtschaftlichen Verhältnisse als auch über sein Privatleben. So finden sich Daten zur Eheschließung, zu den Geburten seiner Kinder, zu Sterbefällen und bisweilen auch Eintragungen über damit verbundene Befindlichkeiten des Verfassers. Man habe es, konstatierte der Referent, also eher mit einem Familien- oder Hausbuch zu tun als mit einem Tagebuch. Dessen Zweck sei u. a. die Unterrichtung der Nachkommen und die Regelung des Erbanges. Über diese pragmatischen Zusammenhänge hinaus weisen jedoch z. B. der „touristische Aspekt“ der Reisebeschreibungen oder die ausführliche Berichterstattung auch über die vorehelichen Kinder, deren Erziehung und damit einhergehende Unwägbarkeiten. Hier sah von Seggern Anhaltspunkte für die zentrale Frage nach dem Ich des Lukas Rem. Zwar ginge es diesem zweifelsohne hauptsächlich um die Selbstdarstellung als Geschäftsmann und die Betonung seiner Verdienste – auch die Reiseberichte müssten primär in diesem Kontext gesehen werden, da hohe Mobilität zur Erfolgsbasis des Kaufmanns gehöre –, doch kommentiere Rem diese übergeordnete Ebene immer wieder mit Gefühlsdarstellungen, wodurch sichtbar würde, dass seine Selbstwahrnehmung über die Kaufmannsidentität hinausreichte. Nicht notwendigerweise als Ausdruck außergewöhnlicher Individualität wollte der Referent allerdings den offenen Umgang Rems mit den außerehelichen Nachkommen verstanden wissen. Dies sei Ausdruck der Wertschätzung der „Virilität des Mannes“ und damit Teil der kontemporären Kultur.

Zum Auftakt des zweiten Tages bot Ewald Glückert den Teilnehmern eine *Kirchführung in St. Johannis, Neunhof*. Das in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts als Wehrkirche entstandene Gotteshaus sollte der Bevölkerung mit befestigten Mauern, Wehrgängen und Gräben Schutz bei feindlichen Übergriffen bieten. In der Barockzeit wurde die Ausstattung des Gebäudes einer intensiven Renovation unterzogen. Man setzte auf das bisher flach bedeckte Langhaus eine Holztonnendecke auf und ließ einen zeitgemäßen Altaraufbau fertigen, in den ein spätgotisches Relief mit Darstellung der Taufe Jesu eingefügt ist. Zahlreiche Totenschilder und Epitaphien zeugen von der Hege des Hauses durch die Familien Koler und Welser. Die Grablege letzterer befindet sich unter der Kirche.

Anhand zweier gut dokumentierter familiengeschichtlicher Episoden beleuchtete Mechthild Isenmann, Leipzig, in ihrem Vortrag *Die Paumgartner, eine Familiengesellschaft des 15. und 16. Jahrhunderts im Spiegel von Selbst- und Fremdzeugnissen* Sozialstrukturen innerhalb eines Patriziergeschlechts. Im Mittelpunkt der ersten Begebenheit stand Anton I. Paumgartner (1418–1465), Sohn Konrads, des Gründers der Nürnberger Handelsgesellschaft. Nach dem Rückzug seines Vaters aus den Geschäften avancierte Anton zum Leiter des Unternehmens und manövrierte es 1465 in den wirtschaftlichen Zusammenbruch. Um sich seinen Gläubigern zu entziehen, floh der Bankrotteur aus



der Stadt und fand bei Markgraf Albrecht Achilles von Ansbach, dem Widersacher der Reichsstadt im wenige Jahre zurückliegenden Ersten Markgrafenkrieg, Unterschlupf. In erhaltenen Briefen Antons an den Rat weist dieser die Schuld an der Pleite zurück und erbittet den Schutz des Rats, um in die Stadt zurückkehren, seine Buchhaltung prüfen und damit die Gläubiger befriedigen zu können. Diese Schilderungen der Ereignisse könnten als Bemühung, Namen, Ehre und Geschäfte zu retten, betrachtet werden, erklärte Isenmann. Paumgartners Gläubiger wiederum wandten sich ihrerseits um Hilfe an den Rat, der die in Nürnberg verbliebenen Familienmitglieder daraufhin um Tilgung der Schulden ersuchte. Deren Reaktionen lassen Rückschlüsse auf das interne Gefüge verwandtschaftlicher Verbundenheit zu. So weigerte sich der Sohn des Halbbruders Antons, Konrad III., überhaupt etwas zu leisten, und auch die Ehefrau Antons wies darauf hin, dass sie und ihre Kinder durch Anton zu Schaden gekommen seien, sagte aber eine ungewisse Summe zu. Hilfsbereit waren allein Vollbrüder Antons, die dieser früher seinerseits unterstützt hatte. Im folgenden Prozess zwischen Anton und der Stadt sagten zahlreiche namhafte Zeugen gegen den Angeklagten aus. Bei Ende des Verfahrens 1472 wurde die Familiengesellschaft schließlich liquidiert. Zwei Söhne Antons, Franz und Hans, siedelten in den 1480er Jahren nach Augsburg über, heirateten sich dort in bedeutende Familien ein und gründeten eine neue Gesellschaft. Hans rückte gar bis auf Platz sechs der reichsten Patrizier Augsburgs auf und verheiratete seine Kinder unternehmerisch geschickt. So ehelichte etwa sein Sohn Hans d. J., Protagonist der zweiten Hälfte des Referats, die Nichte Jakob Fuggers. Seit 1514 war Hans d. J. Mitgesellschafter der väterlichen Firma und führte sie nach dessen Tod noch erfolgreicher fort. Aufschlussreich ist die Beziehung zwischen ihm und seinem Sohn Anton II. Jener führte in Venedig ein liederliches, verschwenderisches Leben und erregte in vielfacher Weise das Missfallen des Vaters. Drei zu verschiedenen Zeiten verfasste Testamente Hans d. J. und seiner Frau geben Auskunft über die sich wandelnde Beziehung zu ihrem Nachwuchs. So wurde in das zweite Dokument eine „Widerspenstigkeitsklausel“ aufgenommen, und im dritten ist zu lesen, dass Anton bei seinen Eltern „Bekümmernis und Betrübnis“ erweckte. Diese offenen Äußerungen des Vaters über das gestörte Verhältnis zu seinem Sohn könnten, wie auch die brieflichen Bekundungen Antons I., als Zeugnisse von Individualbewusstsein gelesen werden.

Volkhard Huth, Bensheim, führte in seinem Referat über *Dr. Jacob Merswin/Straßburg, Walter Gallus/Rufach, Daniel Schwegler/Basel und ihr kommunikatives Umfeld. „Entdeckung des Selbst“ und revolutionäre Gesellschaftsdeutung* den Beweis, dass Ende des 15., Anfang des 16. Jahrhunderts im Oberrheinraum ein intimes Personennetzwerk existiert habe, in dem reformerisches und utopistisches Schrifttum und Gedankengut diskutiert und tradiert worden seien. Ausgangspunkt seiner Überlegungen bildete das „Buchli der

hundert capiteln mit XXXX statuten“ des sogenannten Oberrheinischen Revolutionärs. Bei den drei im Titel namentlich Genannten handle es sich mit großer Wahrscheinlichkeit um den anonymen Verfasser des Traktats sowie die beiden ersten identifizierbaren Besitzer der einzigen überlieferten Abschrift. Zunächst rückte über den Erstbesitzer des und Rufacher Kaplan Walter Gallus († 1518) dessen an der Universität Heidelberg sowie am Dom zu Speyer als Amtsträger und Theologe wirkender Cousin Jodocus Gallus ins Blickfeld. Dieser war u. a. Verfasser einer Vielzahl gelehrter Scherzreden, die geistreiche Gravamina gegen soziale Missstände, zumal der akademischen und klerikalen Lebensführung umfassen. Die Verbindung zwischen Jodocus Gallus und dem mutmaßlichen Urheber des „Buchli“, einflussreichen Straßburger Juristen und Spross einer der ältesten ratsfähigen Familien der Stadt Jacob Merswin kann zum einen über den gemeinsamen Bekannten Dietrich Gresemund d. Ä., zum anderen über Jakob Wimpfeling, verehrter Lehrer des Heidelbergers und zugleich Vertrauter Merswins hergestellt werden. Auf weitere bedeutsame personelle Verknüpfungen verweist Merswins gemeinsame Pariser Studienzeit mit Johann Amerbach aus Basel, ebendort Besitzer einer Druckerei. Mitarbeiter in dem Unternehmen war der Neffe des Jodocus, Franziskaner und reformatorische Bibelübersetzer Konrad Pellikan (1478–1556). Wie sein Onkel verfasste jener eine autobiographische Schrift, die zwar als Hausbuch konzipiert ist, mit der freudvollen Beschreibung eigenen Lebens und Erlebens letztlich über diesen mittelalterlichen Typus aber weit hinausreicht. Ab 1519 wirkte Pellikan in Basel bei dem Drucker Johannes Froben an der philologischen Aufbereitung der Publikationen Luthers mit. Zur gleichen Zeit erschien in derselben Druckerei die dritte Auflage der „Utopia“ des Thomas Morus mit einem Begleitschreiben Erasmus' von Rotterdam. Erasmus, Freund Frobens, in dessen Offizin einige Zeit zuvor auch seine griechische Bibelübersetzung gedruckt worden war, ging in der Folgezeit eine enge Verbindung mit Pellikan ein. Jener wurde gar zum Beichtvater des großen Humanisten. Ein anderer Freund des Erasmus, Maternus Hatten, war zugleich enger Vertrauer und Testamentsvollstrecker Jodocus Gallus', woraus auch ein intensiver Kontakt zu dessen Neffen Pellikan erwuchs. Hatten war nicht nur Förderer und Verfechter der Reformation, sondern nachweislich ebenso Anhänger prophetisch-eschatologischer Schriften, die in rezeptionsgeschichtlichem Zusammenhang mit dem „Buchli“ des Oberrheinischen Revolutionärs stehen. Zur Zeit Hattens Leipziger Studiums hielt sich auch Daniel Schwegler aus Basel in der sächsischen Stadt auf. Jener, nach Gallus zweiter Besitzer des Manuskripts, war zwischen 1506 und 1510/11 als Maler und Holzschnitzer in Basel tätig und bekleidete dort später das Schultheißenamt. Da er der alten Konfession treu blieb, verlor er im Alter jedoch seinen Einfluss. Marginalien und Benutzungsspuren zeugen von einer intensiven Auseinandersetzung Schweglers, Gallus' und anderer mit den radikalen Ideen des Revolutionärs. Dass Angehörige städtischer und klerikaler Funktionseliten

in offenen und geheimen Diskursen Schriften von solch sozialreformerischer Brisanz unterhandelten, zeuge von einer Verlagerung von Zukunftsentwürfen aus dem geistlichen in den säkularen Raum und damit von einer Entdeckung des Selbst im intellektuellen Konflikt mit der eigenen gesellschaftlichen Gegenwart, schlussfolgerte Huth.

Der Identität des *Augsburger Stadtarztes Dr. Adolph III. Occo als Arzt, humanistischer Gelehrter und Protestant* mittels dessen *Briefwechsels mit Dr. Joachim Camerarius* auf die Schliche zu kommen, versuchte Magnus Ulrich Ferber aus Bobingen. Als Vertreter der dritten Generation einer Reihe gleichnamiger Mediziner wurde Adolph III. 1524 als Sohn Adolphs II. Occo, der enge Kontakte zu Jakob Fugger pflegte, in Augsburg geboren, studierte in Tübingen und Padua und promovierte in Ferrara. Besonderes Interesse hegte er für die Botanik, erlangte größere Bekanntheit aber vor allem mit numismatischen Forschungen zur römischen Kaiserzeit. Occo war zweimal verheiratet und hatte insgesamt 16 Kinder, von denen nur wenige das Erwachsenenalter erreichten. Er starb 1606 in Augsburg. Sein Nürnberger Briefpartner war ebenfalls Mediziner und Sohn des bekannten Humanisten Joachim Camerarius d.Ä. Im Mittelpunkt des 1575 einsetzenden Schriftwechsels, von dem ausschließlich die Schreiben Occos überliefert sind, standen zu Anfang überwiegend botanische und medizinische Themen. Occo hatte in Augsburg Zugang zu einer Reihe von Gärten und baute auch selbst Pflanzen an. Mehrfach schickte er dem Brieffreund seltene Samen und bekam im Gegenzug auch von diesem Pflanzen zugesandt. Die beiden besprachen Epidemien und entsprechende Gegenmaßnahmen und schilderten einzelne Krankheitsverläufe, wobei sich Occo als Vertreter der Aristotelischen Medizin und Gegner der „Empiriker“, also der Anhänger des Paracelsus erweist. Im weiteren Verlauf der Konversationen berichtete der Augsburger immer häufiger auch ausführlich über seine eigene Asthmaerkrankung, Migränebeschwerden seiner zweiten Ehefrau sowie über deren Schwangerschaften. Wenngleich die Briefe formal als klassisch humanistisch gelten könnten – Occo bediente sich ausgefeilten Lateins, flocht Sophokles- und Horazitate ein und achtete auf stilistisch korrekte Anrede- und Grußformeln –, seien doch emotionale Einfärbungen klar zu erkennen. Die Schilderungen der Krankheiten seiner Frau beispielsweise ließen auf eine enge seelische Bindung schließen. Völlig ohne affektive Kommentierung berichtete er hingegen über den frühen Tod seiner Kinder, was Ferber als Indiz eines emotional zurückhaltenden Umgangs mit Kindern und Jugendlichen in der frühen Neuzeit deutete. Rückschlüsse auf Occos Wesen lassen auch die brieflichen Ausführungen über seine Verdienste auf dem Gebiet der Numismatik zu. Diese bescherten ihm die Möglichkeit eines Lebens am Hofe, was er jedoch ablehnte, da man in der freien Reichsstadt besser lebe als unter höfischen Zwängen. Seine städtischen Ämter und mancherlei Kontakte zur katholischen Bevölkerung verlor der gläubige aber

liberale Protestant im Zuge des Augsburger Kalenderstreits, als er gegen die Annahme des Gregorianischen Kalenders und damit gegen den Rat Stellung bezog. Wie aus seinen diesbezüglichen schriftlichen Aussagen gegenüber Camerarius hervorgehe, habe Occo durch die Verfolgung durch den Rat an Selbstbewusstsein gewonnen und sich immer stärker über seine Religiosität definiert. Hier lasse sich eine deutliche Entwicklungslinie vom Selbstverständnis als renommiertes Arzt hin zur religiösen, konfessionellen Verortung des Ichs verzeichnen.

Eine gänzlich andere Medizinergestalt brachte Tilmann Walter, Würzburg, in seinem Vortrag über *Prof. Dr. med. Felix Platter aus Basel* den Tagungsteilnehmern näher. Platter (1536–1614) zählte schon zu Lebzeiten zu den berühmtesten Ärzten seiner Zeit, war einflussreicher Hochschullehrer, Fachschriftsteller, bedeutender Anatom und Botaniker, bemühte sich um eine verbindliche klinische Ausbildung für praktizierende Ärzte und ist überdies als Verfasser eines Tagebuches bekannt. Wie der Referent erläuterte, handelt es sich aber auch bei diesem Beispiel nicht um ein sukzessives Lebensprotokoll, sondern eher um eine autobiographische Retrospektive, die der Autor 76-jährig verfasste. Zwar sei die Schrift vielfach als Ausdruck „frühmodernen Individualbewusstseins“ gedeutet worden, sollte aber in erster Instanz doch als traditionelles Memorienwerk verstanden werden. Vor diesem Hintergrund ist gewiss ebenso die Tatsache zu sehen, dass Felix auch seinen Vater Thomas Platter zur Niederschrift seiner Lebensgeschichte bewegte. Der Text aus dessen Feder dürfe auch als Wunsch eines Individualausdrucks des Ideengebers Felix Platter bewertet werden. Dieser sei auch daneben stets um bürgerliche Selbstdarstellung bemüht gewesen und habe sich in seinen Briefen als hochgebildeter und herausragender Wissenschaftler geriert. Tatsächlich basierte seine Karriere aber vor allem auf Glück sowie geschicktem sozialen und akademischen Networking. Durch den humanistisch gelehrten Vater wurde der junge Felix Platter zur ärztlichen Ausbildung getrieben, indem dieser ihn von den Vorzügen des medizinischen Berufsstandes überzeugte. Zumal die mit dem Fürstendienst einhergehenden repräsentativen Elemente beeindruckten ihn als Jugendlichen wohl nachhaltig. Später sollte gerade dieser Teil der Profession für die Höhepunkte in seinem Leben sorgen. Denn nicht nur wurde er zum ersten Stadtarzt Basels berufen, ohne je etwas Schriftliches publiziert zu haben – seine Hauptwerke veröffentlichte er erst zwischen dem 66. und 78. Lebensjahr –, sondern er stieg auch zum Leibarzt verschiedener Fürsten auf. Weitere Verbindungen zu prominenten Persönlichkeiten erlangte Platter durch seine kinderlos bleibende Ehe mit Magdalena, Tochter des Wundarztes und Ratsherrn Franz Jeckelmann. In einem bisher unbekanntem Brief wandte er sich gar an den Schweizer Reformator Heinrich Bullinger, dem er „aus Liebe zur Stadt“ seine Hilfe anbot. Platter unterzeichnete das Schreiben als Doktor, Archiater und Professor. Hierin wer-

den erneut ausgeprägtes Repräsentationsbedürfnis sowie taktisches Sozialverhalten deutlich; Verbindungen werden demonstriert und aufgenommen. Auch in der Öffentlichkeit verfolgte der Mediziner ähnliche Strategien, indem er ein stets elegantes Auftreten mit Anklängen an höfisches Leben pflegte, sich in Tanz und Instrumentenspiel übte und mit exotischen Pflanzen im Bilde festhalten ließ. Darüber hinaus arrangierte er in Basel anatomische Vorführungen, bei denen er beispielsweise eigene Präparate denen des Andreas Vesalius gegenüberstellte. Insgesamt, so Walter, habe Felix Platter seine beachtlichen Erfolge vor allem Geschick im Umgang mit verschiedensten Persönlichkeiten und großer Geschäftstüchtigkeit zu verdanken gehabt. Kehrseite des Aufstiegsstrebens seien Nachlässigkeit und Rücksichtslosigkeit gewesen.

Mit seinem Referat über *Dietrich von Bocksdorf in seinem Selbstverständnis als Jurist – und Mensch? Wege der Annäherung an eine spätmittelalterliche Persönlichkeit* führte Marek Wejwoda, Leipzig, das Plenum nach Sachsen. Dabei betonte er aber anfangs, dass Leipzig seinerzeit von oberdeutschen Studenten hochfrequentiert war, womit die Verbindung zum Tagungsthema durchaus bestehen bleibe. Der besonders unter Rechtshistorikern sehr ruhmreiche Dr. iur. utr. Dietrich von Bocksdorf († 1466) ist Verfasser einer Reihe von Glossen zu Rechtsbüchern, insbesondere zum Sachsenspiegel. Zu diesen zählen u. a. das weit verbreitete „Remissorium“ sowie die sogenannte „Bocksdorfsche Vulgata der Sachsenspiegelglossen“. Nach seinem Studium in Leipzig und Perugia wurde der Jurist Ordinarius des kanonischen Rechts an der Universität Leipzig sowie Lehrer beider Rechte, machte eine erfolgreiche Pfründenkarriere, gehörte drei Domkapiteln an und wurde schließlich 1463 Bischof von Naumburg. Seine üppige Bibliothek mit mindestens 88 Handschriften, von denen 68 überliefert sind, zeigt ein klares quantitatives Vorherrschen juristischer Literatur – laut Wejwoda keine Selbstverständlichkeit, wie der Vergleich mit anderen Juristenbibliotheken der Zeit bekunden könne. In diesem Kontext rückt der Buchbesitz einer Person als Quelle für ihr Individualbewusstsein ins Blickfeld. Er kann Auskunft geben über den geistigen Horizont und die Interessen und Vorlieben eines Menschen. Aber auch weitere Indizien sprächen dafür, dass Bocksdorf sich bewusst für seine Identität als Rechtslehrer und freiberuflicher Rechtspraktiker entschieden habe. So finden sich z. B. in seinen Rechtsschriften immer wieder eingestreut persönliche Noten, in denen er sein Pflichtgefühl gegenüber Herstellung und Wahrung von Gerechtigkeit betont oder in emotional aufgeladenem Stil mit seinen juristischen Widersachern hart ins Gericht geht. Vielsagend ist außerdem die Tatsache, dass Bocksdorfs Mandanten aus allen sozialen Schichten stammten, vom Kleinbauern bis zum Fürsten. Konkreter Fürstendienst spielte für ihn stets eine untergeordnete Rolle. Impetus seiner Arbeit scheint also weniger das Streben nach wirtschaftlicher Bereicherung als vielmehr Rechtsliebe gewesen zu sein. Darüber hinaus

setzte er sich in vielfältiger Weise für das Rechtsstudium in Leipzig ein, indem er beispielsweise ein hochdotiertes, auf juristische Spitzenqualifikation ausgerichtetes Stipendium stiftete und die Vervielfältigung fachspezifischer Lehrschriften vorantrieb. Vielleicht mehr als alles andere beweist sein testamentarisch dokumentierter Wunsch nach einem Bestattungsplatz in der Leipziger Kirche St. Thomas, also unweit der Universität die persönliche Identifikation Bocksdorfs mit der Alma mater Lipsiensis. Abschließend resümierte Wejwoda, dass die bewusste Entscheidung der Konzentration auf die freiberufliche Rechtspraxis – für Bocksdorfs Zeit noch ungewöhnlich – als Ausdruck seiner Individualität gelten könne. Er habe sich damit wohlweislich zur aktiven Entwicklungshilfe für das Rechtswesen entschlossen, dessen Professionalisierung in Sachsen erst Mitte des 15. Jahrhunderts einsetzte. Damit sei Bocksdorf einerseits zwar Kind seiner Zeit gewesen, habe sich aber auf Basis eigener Entscheidungen selbst innerhalb der Welt verortet.

Michael Rothmann, Hannover, schickte seinem Vortrag über Siegfried und Ludwig zum Paradies einige grundsätzliche Überlegungen zum Tagungsthema voraus. ‚Individualität‘, ‚Bewusstsein‘, ‚Persönlichkeit‘ etc. seien unpräzise Begriffe und taugten nicht zur Annäherung an eine historische Gestalt. Im Mittelalter existierten zwar selbstverständlich literarische Modelle des Individuums, doch verkörperten diese letztlich auch immer soziale Figuren, eine Rolle bzw. einen Typus. Die „Entdeckung des Selbst“ sei daher in der Forschung zum Paradigma der Moderne geworden. Doch sei jeder Mensch notwendig ein Individuum. Unterscheiden müsse man mithin nicht zwischen vorhandenem und fehlendem Individualbewusstsein, sondern zwischen Einzelheit und Besonderheit. Am Beispiel zweier Vertreter einer Marburger Familie, die in erstaunlicher Parallelität in zwei verschiedenen Jahrhunderten diplomatische Karriere in Frankfurt a. M. machten, veranschaulichte er schließlich seine Kategorien. Siegfried zum Paradies († 1386) konnte Mitte des 14. Jahrhunderts, als in Frankfurt die alten Patriziergeschlechter und neue Kaufmannsfamilien um wirtschaftliche und politische Macht rangen, einen steilen Aufstieg vollführen. Durch seine Ehe mit der Tochter Jakob Knoblauchs und Patronage Kaiser Karls IV., in dessen Diensten er stand, gelang es ihm, nach und nach in die wichtigsten städtischen Ämter aufzurücken. Allein schon der schnelle Eintritt eines Zugezogenen in den Rat war gewiss ungewöhnlich, doch sein Aufstieg zum Schöffen und Schultheißen sowie die viermalige Wahl zum Älteren Bürgermeister sprechen für herausragendes diplomatisches Geschick und politisches Kalkül Siegfrieds. Seine in dieser Weise gewonnene Macht setzte er für das Allgemeinwohl der Stadt ein. Alles in allem könne Siegfried zum Paradies somit als Vertreter eines frühen Typus’ städtischer Funktionselite gelten, konstatierte Rothmann. Nachdem die Familie wieder nach Marburg zurückgekehrt war, kam erst der Urenkel Ludwig zum Paradies (1435–1502) wieder zurück nach Frankfurt. Ludwig, der in Leipzig, Köln und

Orleans studiert und sich zum Dr. iur. utr. promoviert hatte, heiratete die Tochter des städtischen Rats Heringen. Wie sein Ahn wurde er in rascher Folge Neubürger, Ratsherr und Schultheiß sowie obendrein Stadtadvokat und focht als solcher Prozesse vor dem Mainzer Gericht aus. Zur Konturierung seiner Persönlichkeit kann die Zusammensetzung seiner umfangreichen privaten Gelehrtenbibliothek herangezogen werden. Basis der 158 Bände umfassenden Sammlung bildeten juristische Standardwerke, darunter allein 80 zum römischen Recht und eine ganze Reihe Monographien zu einzelnen Rechtsfragen, zum Prozess- und Vertragsrecht, Nachschlagewerke und Formularsammlungen. Mit weitreichender Verbreitung der Drucktechnik zwischen 1470 und 1480 kamen schließlich auch Schriften humanistischen Interesses hinzu. Dennoch passe Ludwig zum Paradies nicht in den Typus des Frühhumanisten. Zwar sei er empfänglich für Neues und an der humanistischen Ideenwelt interessiert gewesen, doch dürfte das Vorhandensein der entsprechenden Literatur in seiner Bibliothek eher seiner Sammlerleidenschaft geschuldet sein. Dafür sprächen auch die Bearbeitungsspuren in den Büchern: In den juristischen Schriften sind teilweise Marginalien über hunderte von Seiten zu finden. Hierin sowie im gesamten Lebenslauf Ludwigs zeichnet sich anschaulich die Professionalität eines neuen Typus' juristischer Amts- und Entscheidungsträger ab, die verschiedenen Herren dienen konnten und das gelehrte Wissen zu einem gewichtigen Faktor städtischer Politik machten.

*Mitarbeiter der Firma Welser in Spanien und Übersee in Selbst- und Fremdzeugnissen* stellte Walter Großhaupt, Graz, den Zuhörern vor. Einleitend erläuterte er, dass für den Zugang zum Personal des Bartholomäus Welser auf der iberischen Halbinsel und in Venezuela keine „sensationalen Ego-Dokumente“ zur Verfügung stünden. Als aufschlussreiche Quellen könnten aber Verschreibungen und Vollmachten dienen. Nach der Auflösung der Welser-Vöhlin-Gesellschaft 1517 konzentrierte sich der Welser stark auf den Bergbau und andere Unternehmungen mit hohem Personalbedarf in Augsburg. Daher war es vonnöten, neue Gesellschafter für die Verwaltung der ausländischen Faktoreien anzustellen. Um deren Handlungsspielraum und die wirtschaftlichen Verhältnisse zwischen ihnen und der Firma zu regeln, wurden entsprechende Urkunden ausgefertigt. Wie der Referent herausstellte, sahen sich die Faktoren im Ausland mit vielerlei Versuchungen konfrontiert, häufig finden sich Klagen über Machtmissbrauch und auffälligen Lebensstil. Dementsprechend ergingen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts überwiegend aufgrund von Unterschlagungen zahlreiche Haftbefehle gegen sie. Aber auch die Angestellten selbst strengten – etwa wegen ausstehender Löhne – Prozesse gegen ihre Vorgesetzten an. In den dazugehörigen Gerichtsakten sind neben Aussageprotokollen die Texte der Vollmachten und Verschreibungen als Abschriften überliefert. Problematisch ist hierbei jedoch die Übertragung vom lateinischen Ausgangstext

ins Spanische und insbesondere die dabei erfolgte Übersetzung von Namen, oft bis zur völligen Unkenntlichkeit. Für die Zeit zwischen 1524 und 1555, einem Jahr vor Ende der Welserherrschaft in Venezuela, konnten bisher 72 Vollmachten für Spanien und Santa Domingo erschlossen werden, wobei in dortigen Archiven noch weitere Stücke zu vermuten sind. Die erste wurde 1524 für Heinrich Ehinger und Hieronymus Sailer, die Hauptvertreter der Welser in Spanien bis 1530 ausgestellt. Dem Konstanzer Ehinger wurde darin im Vergleich mit anderen Faktoren eine weitgehend autonome Stellung zuerkannt. So konnte er in seinem und im Namen Bartholomäus Welsers selbständig weitere Vollmachten für die Vertreter in Übersee ausfertigen. Über die jeweilige Stellung der einzelnen Personen innerhalb der Gesellschaft sagen die Quellen direkt nur wenig aus, sie unterscheiden lediglich zwischen Faktor und Triador, letzterer ein einfacher Mitarbeiter. Näheres kann aber aus den Angaben zum Geltungsbereich und der zeitlichen Begrenzung sowie zu den Löhnen gefolgert werden. Zu den Aufgaben der Faktoren zählten in Sevilla neben dem Handelsbetrieb u. a. die Zusammenstellung der Überseeflotte, der Verkauf Welser'scher Schiffe, aber auch die Organisation des Sklavenhandels. Die Faktorei in Santa Domingo hatte sich unter der Federführung Sebastian Renz' vor allem um den Verkauf des in Venezuela gewonnenen Balsams zu kümmern. Doch auch das Verwalten von Büchern gehörte zu den Vollmachtenaufgaben. Bemerkenswert ist die Zusammenarbeit zwischen den konkurrierenden Welsern und Fuggern im Ausland. Wo eine Gesellschaft keine eigene Faktorei unterhielt, nutzte sie diejenige des anderen.

*Eine unbekannt lateinische Autobiographie des Johann Loeffelholz (1458–1509)* führte Franz Fuchs, Würzburg, den Tagungsteilnehmern vor Augen. Der Jurist und Humanist Johann Loeffelholz, geboren 1448 in Nürnberg als Sohn des Wilhelm Loeffelholz, ist u. a. durch seine Verbindungen zu Conrad Celtis bekannt. Jener nahm einige Schreiben Loeffelholz' in seinen „Codex Epistolaris“ auf, bestellte ihn neben Johann von Dalberg und Willibald Pirckheimer zum Zensor seiner „Norinberga“ und huldigte ihm im dritten Buch seiner Epigramme. Vor diesem Hintergrund kann Loeffelholz ohne Frage zum Nürnberger Humanistenkreis gezählt werden. Nach seinem Erfurter Artes-Studium und Erlangung des Lizenziats in Zivilrecht in Padua war er seit 1475 am Hofe der Herzöge Ludwig des Reichen und Georg des Reichen in Landshut als Jurist tätig und fungierte überdies oftmals als Rechtsgutachter für die Stadt Nürnberg. Des Weiteren hatte er ein Domkanonikat in Passau inne. 1488 nahm er Katharina, die Tochter des Patriziers Friedrich Dintler zur Frau. Sein studentischer Alltag ist im Hausbuch des Vaters Wilhelm sehr gut dokumentiert. U. a. enthält es detaillierte Aufstellungen über die Ausstattung des jungen Studenten sowie Angaben zu seiner finanziellen Versorgung. Auch eine Liste über Buchanschaffungen Johanns in Padua ist erhalten, auf der sich eine Reihe griechischer



Texte finden. Der Nachfahre Thomas Loeffelholz verfasste über Johann eine Versbiographie in Hexametern, der ein bisher unbekannter autobiographischer Text zugrunde gelegen haben muss. Im Loeffelholzischen Stammbuch A des Christoph Scheurl hat sich ein Auszug dieses Selbstzeugnisses erhalten, das nun erstmals en détail ausgewertet werden konnte. Das Fragment umfasst zehn Seiten, von denen Johann auf zweieinhalb über sein eigenes Leben, vor allem über schulische und universitäre Ausbildung und seine Aufenthalte an Fürstenhöfen berichtet. Die Darstellung reicht dabei bis 1469, als Loeffelholz am dritten Italienzug Kaiser Friedrichs III. teilnahm. Nach einer apologetischen Einleitung – das Abfassen einer Autobiographie könne mit deren Zweck als Anleitung zur Tugend für die Nachwelt und ihrer erbaulichen Funktion entschuldigt werden – geht der Autor auf die Ursprünge seiner Familie ein. Diese sei aus Sachsen nach Bamberg eingewandert und habe sich ihren Unterhalt durch Kleinvieh verdient. In humanistischer Gesinnung schenkt Johann der Nobilität der Loeffelholzens kaum Beachtung. Im frühen 15. Jahrhundert sei aufgrund der Hussitengefahr und schlechter Regentschaft der Bamberger Bischöfe der Umzug nach Nürnberg erfolgt. Harsche Kritik übt der Verfasser an der zweiten Frau seines Vaters, da diese „frech, wütend, geizig, lügenhaft und den Lüsten ergeben“ sei. Gefühlsbetont rühmt er hingegen seine Mutter. Ihr früher Tod 1462 wird als Wendepunkt im Leben Johanns charakterisiert, der ihm den Ausbruch weltlicher Widerwärtigkeit beschert habe. Lange Passagen widmet Loeffelholz seinem Studium in Padua, wo er u. a. Peter Luder und Demetrios Chalkokondyles – dieser auch Griechischlehrer Hartmann Schedels – hörte. Der Text endet mit der Beschreibung einer Privataudienz bei Papst Paul II. Johann Loeffelholz, den Christoph Scheurl als kleinen Mann mit grauem Haar, grauen Augen und breitem Gesicht beschrieb, starb 1509 in seiner Heimatstadt und wurde in St. Lorenz beerdigt. Zu Recht zähle er zu den bedeutendsten Vertretern der Nürnberger Humanisten, resümierte Fuchs.

Constantin Groth, Würzburg, lenkte die Aufmerksamkeit in seinem Vortrag *Wilhelm Loeffelholz (1424–1475) und sein Sohn Wolfgang Loeffelholz (1468–1519): Nürnberger Patrizier im Spiegel ihrer Rechnungsbücher* anschließend auf Vater und Halbbruder Johanns. Kaufmannsbücher bzw. Rekordanzanzen könnten im Mittelalter und der frühen Neuzeit als „Subsystem der Autobiographie“ erscheinen, und so bieten auch die Loeffelholz'schen Geschäftsbücher vielfältige persönliche und familiäre Informationen. Als erstes nahm Groth das Haus- und Rechnungsbuch Wilhelms in den Blick. In dem etwa 400 Seiten umfassenden Quartband sind in erster Linie Handels- und Finanzgeschäfte verzeichnet, wobei er sich, so der Referent, stilistisch nicht mit den fortschrittlichen Büchern nach italienischem Vorbild messen könne. Über den Werdegang Wilhelms ist zu erfahren, dass er nach Böhmen geschickt wurde, um Latein und die Landessprache zu erlernen und schließlich den Handel mit Tuchen, Harnischen, Wein u. a. aufnahm.

Loeffelholz, der seit 1454 bis zu seinem Tod Mitglied des Nürnberger Rats war, verzeichnet ab 1446 in seinem Buch auch familiäre Angelegenheiten. Im selben Jahr ehelichte er Kunigunde, Tochter Konrads IV. Paumgartner und Witwe des Hieronymus Ebner. Im Hausbuch finden sich Angaben über die Höhe der Mitgift, Daten der Verlobung und Eheschließung sowie eine Liste der Lautmerung. Für Loeffelholz war die Verbindung mit den Paumgartnern von größter Bedeutung, brachte sie ihm doch enorme wirtschaftliche und soziale Vorteile ein. Des Weiteren enthält es ausführliche Exkurse zur Ausbildung der Kinder, unter denen derjenige zu Johann besonders hervorsticht. Zum Tod Kunigundes 1462 finden sich emotionale, „über das Formelhafte hinausgehende“ Eintragungen, die auf tiefe Trauer Wilhelms schließen lassen. In zweiter Ehe verband sich Wilhelm mit Barbara, der Tochter des Walther Hirschvogel und Witwe Sebald Tuchers. Von den gemeinsamen Kindern überlebten sechs das Kindesalter, darunter Wolfgang Loeffelholz, dem sich der Vortragende im zweiten Teil des Referats widmete. Als Hauptquelle rückte hierzu dessen überliefertes Salbuch ins Zentrum. Dieses enthält zunächst Informationen über die Verwaltung von Gütern und Häusern, über Leibgeding und Ewiggeld. Zur Frage nach Spuren ausgeprägten Individualbewusstseins führte Groth an, dass Wolfgang zuerst sich selbst einführt, bevor er auf weitere Verhältnisse zu sprechen kommt. Wie bei seinem Vater steht am Anfang der familiären Aufzeichnungen die Hochzeit, wobei Wolfgang auch eine Liste seiner vorehelichen Geschenke an die Braut Margarethe anlegte. 1517, beim Tod seiner Frau, finden sich Eintragungen zum Leid des Witwers, die nicht als reine Floskeln gelesen werden könnten. Auch zum Tod seiner Mutter äußert sich der Verfasser in großer Zuneigung, ebenso zum Ableben seines 6-jährigen Sohnes Georg. Neben Familiärem finden sich auch Aufzeichnungen über Loeffelholz' Karriere als Ratsmitglied. 1502 wurde er Mitglied des Inneren Rats und für ein Jahr Jüngerer Bürgermeister, bis er wegen eines Streits mit seinem Bruder Christoph aus dem Rat ausgeschlossen, zu einer Strafgebühr verurteilt und inhaftiert wurde. Ein Jahr später konnte er seine Schöffentätigkeit wiederaufnehmen, wurde 1514, fünf Jahre vor seinem Tod, jedoch erneut ausgeschlossen. Zusammenfassend stellte der Referent fest, dass es sich bei den herangezogenen Beispielen um eine Form von Memorialbüchern handle, die durchaus als Ego-Dokumente gelten könnten, da in ihnen sowohl zentrale Momente im Leben der Verfasser als auch Gefühle und Zuneigungen festgehalten sind.

Eine weitere öffentliche Veranstaltung im Rahmen der Tagung am Samstagvormittag setzte sich aus einem einflussreichen Vortrag Bernhard Grafs, Drehbuchautor und Regisseur beim Bayerischen Rundfunk, und der Vorführung seines Films „Diego Velázquez, Hofmarschall und Maler“ zusammen. Graf ging am Beispiel des „Malers der Maler“ der Frage nach, welche Form der filmischen Darstellung einem Künstler am ehesten gerecht werden könne. Eine



reine historische Spurensuche sei aufgrund der großen Wortlastigkeit schwierig – im Film sei die bildliche Vermittlung von Inhalten der wörtlichen stets vorzuziehen. Zweite Möglichkeit sei ein aufwändiges Dokumentarspiel mit umfangreichen Inszenierungen. Hierbei verwische allerdings die Grenze zum Spielfilm, womit man Gefahr laufe, sich zu weit vom historisch Belegten zu entfernen. Für seine Dokumentation über Velázquez habe sich Graf daher für eine Mischform entschieden, nämlich eine Verbindung von Quellenmaterial mit angespielten Szenen. Jene zeigten vorzugsweise noch heute existierende Handlungen, beispielsweise liturgischer, zeremonieller oder brauchwürdiger Natur – so etwa einen Stierkampf –, allerdings auf die Filmzeit stilisiert. Über das Individualbewusstsein des „Inszenierungs-genies“ Velázquez könne seine Malerei Auskunft geben. Die lebensnahen, wenig stilisierten Darstellungen sprächen für ein starkes Selbstbewusstsein. Auch die Wahl seiner Motive unterstreicht dies, malte er doch neben den Mitgliedern der Herrschaftsfamilie um Philipp IV. von Spanien ebenso naturgetreue Porträts von Hofnarren und Hofzwerge, von Bauern, Händlern und Schankwirten. Somit wurde der Künstler auch zum Kurator der Individualität seiner Zeitgenossen. Von großer Bedeutung für Velázquez' ausgeprägtes Selbstwertgefühl war die Kombination der Ämter des Hofmalers und des Hofmarschalls, was sich



Zum Schloss.

1656 in dem berühmten Gemälde „Las Meninas“ den drastischsten Ausdruck verschaffte. In bis dahin unerhörtem und unbekanntem Selbstverständnis eines Künstlers stellte sich Velázquez hierin selbst als Teil der Hofgesellschaft dar. Zum Abschluss der Tagung führten Georg Freiherr und Stefanie Freifrau von Welser die Teilnehmer durch *Schloss Neunhof – Sommer-Residenz der Welser*. Gespickt mit interessanten und amüsanten Anekdoten vermittelten die beiden einen Eindruck von Geschichte, Architektur und Kunstausrüstung, von repräsentativem und sachlichem Wert des barocken Patrizierschlusses und seines Inventars, aber auch von den Mühen der Pflege und Instandhaltung. Der langgestreckte zweigeschossige Bau zeichnet sich durch die offene dreischiffige Halle im Mittelrisalit aus, von der aus die beiden Außenflügel zugänglich sind. Im Inneren beeindruckten ganz besonders die Stuckaturen Donato Pollis im mittleren Raum des Obergeschosses, dem „Weißen Saal“,

sowie die großflächigen, bemalten Ruffentapeten aus dem 18. Jahrhundert mit Darstellungen von Flora und Fauna in der sogenannten „Piepenstube“ und Szenen aus Ovids „Metamorphosen“ in der „Götterstube“. Der Rundgang endete im „Steinsaal“, dem Raum im Erdgeschoss, der über drei Tage als Tagungsort gedient hatte.

In der Zusammenschau zeigen die Vorträge des „III. Neunhofer Dialogs“ auf, in welcher mannigfaltigen Formen sich das Bewusstsein des Einzelnen um seine Individualität seit dem Spätmittelalter manifestierte. Dies kann in sublimier Weise durch die Pflege extraordinärer Interessen, intellektuelle Auseinandersetzung mit Aspekten des Ich, Exploration neuer gesellschaftlicher, wirtschaftlicher und künstlerischer Wege, aber auch wesentlich unmittelbarer in eigenwilligen Reaktionen auf die Protuberanzen des Schicksals, atypischen sozialen Positionierungen und Verhaltensweisen und schließlich natürlich in der direkten schriftlichen Fixierung entweder einzelner Gesichtspunkte des eigenen Lebens oder gar einer vollständigen Biographie erfolgen. Ob sich der Mensch des Mittelalters und der frühen Neuzeit stärker als der heutige durch Kollektive, etwa den Berufsstand, Religion und Familie, identifizierte, mag offen bleiben. Ihm jedoch aufgrund der geringeren Dichte überlieferter Selbstzeugnisse ein mangelndes Selbstgefühl oder fehlendes Individualbewusstsein zu unterstellen, wäre ein folgenschwerer Trugschluss. Vielmehr ist danach zu fragen, welche Entwicklungen der Zeit-, aber auch der persönlichen Geschichte während der Renaissance in der Wahrnehmung vieler Menschen anscheinend eine Wertsteigerung des Dokumentierens eigener Erlebnisse, Gedanken und Gefühle bedingten. Vielleicht kann die weitgehende Überwindung des in den vorausgegangenen Jahrhunderten vorherrschenden eschatologischen Weltbildes dafür eine Rolle gespielt haben.

Ausgiebig wurde in Diskussionen und Dialogen während der Tagung die Definition des „Ego-Dokuments“ erörtert. Fallen nur bewusste Äußerungen einer Person über sich selbst in diese Kategorie oder kann im Grunde jede materielle Spur eines Lebens hinzugerechnet werden, da sie in der ein oder anderen Form immer Auskunft über ihren Verursacher geben kann? Man wird dies von Fall zu Fall neu einzuschätzen haben. Mal gibt eine umfangreiche Autobiographie keinerlei verwertbaren Auskünfte über das Wesen des Verfassers, mal birgt ein kleines Kunstwerk das gesamte Seelenleben seines Schöpfers. Im Kosmos der Welser und Fugger, des reichsstädtischen Patriziats und der bürgerlichen Oberschicht des 15. und 16. Jahrhunderts jedenfalls muss der Historiker unterscheiden zwischen Repräsentation und Präsentation, Funktion und Emotion, Formelhaftem und Unikum. Gewiss ist dies kein einfacher, aber mit Sicherheit der einzige Weg zu einer erfolgreichen Annäherung an das Individualbewusstsein einzelner Vertreter jenes Kreises. Mit dem „III. Neunhofer Dialog“ wurde künftigen personengeschichtlichen Forschungen auf diesem Felde die Richtung gewiesen. ■